



Weihbischof Ansgar Puff:

„Neues kommt zum Vorschein – merkt ihr es nicht?“ (Jes 43,9)

Engagementförderung als Konkretisierung des Zukunftswegs

Impuls zum ersten Fachtag für Engagementförderung 23.11.2017

Stellen Sie sich vor, wir hätten zwei Wochen Urlaub und wollten einen Berg besteigen. Die Anreise ist weit, wir kommen am Fuß des Berges spät an, es ist schon dunkel, und wir übernachten in einer kleinen Pension. Morgens ziehen wir die Vorhänge auf und sehen den Berg in seiner ganzen Größe und Majestät vor uns. Da oben, diese Spitze wollen wir ersteigen! Eine riesige Freude und Sehnsucht erfasst uns! Da oben werden wir stehen und einen Wahnsinnsblick haben! Wir sehen auch in einiger Entfernung den Weg zum Gipfel, wie er sich dahin schlängelt. Aber jetzt müssen wir erst mal in den Keller, die Schuhe anziehen, über eine langweilige Dorfstraße und einige Kilometer durchs Flachland wandern. Vielleicht werden wir unsicher, weil es viel mehr Wege gibt, als wir dachten. Aber wir haben vom Fenster aus den Gipfel gesehen und wir haben ein Ziel. Wir werden den Weg finden!

Liebe Engagierte,
meine Aufgabe ist es, über den Zukunftsweg unserer Erzdiözese und die Konkretisierung durch Sie, die Engagementförderer, zu sprechen. Um über den Weg sprechen zu können, muss man das Ziel kennen. Daher habe ich meine Gedanken in fünf Punkte gegliedert:
Unsere Vision,
unsere Mission,
unsere Strategie,
unser change management,
und Ihre Rolle als Engagementförderer.

1 Die Vision:

Menschen erleben Gottes Liebe, das Vertrauen zu ihm heilt!

Unsere Vision ist das Reich Gottes! Die Gottesherrschaft!

Im Lukas-Evangelium heißt es:

„Als Jesus gefragt wurde, wann das Reich Gottes komme, antwortete er:

Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man es an äußeren Zeichen erkennen könnte. Man kann auch nicht sagen: Seht, hier ist es! Oder: Dort ist es! Denn: Das Reich Gottes ist mitten unter euch!“ (Lk 17, 20f)

Reich Gottes ist ein anderes Wort für Gottesliebe.

Wo ein Mensch oder eine Gemeinschaft die Liebe Gottes mit ganzem Herzen, Verstand und Willen annimmt, konkret: Gottes Willen,

noch konkreter: die Ereignisse im Leben, selbst die Schweren, hinter denen sich Gottes Liebe verbirgt, wo ein Mensch oder eine Gemeinschaft ganz durchsichtig wird für die Liebe Gottes, so dass sie durch ihn durchstrahlt, da ist das Reich Gottes.

Anders formuliert:

Wo Menschen sich von Gottes Liebe so anstecken lassen, dass sie wie Jesus zu Menschen der Bergpredigt werden: Menschen, die den Feind lieben können, die nicht urteilen oder richten, die nicht heucheln, die beten, die sich keine Sorge machen, die nicht fromm schwätzen, sondern das Gute tun, da ist das Reich Gottes.





Die Vision ist:

Immer mehr Menschen in unseren Gemeinden strahlen die Liebe Gottes, die sie selbst im eigenen Leben erfahren haben, so aus dass Menschen in ihre Umgebung dadurch verändert und geheilt werden.

Wenn das das Bild von unserer Zukunft ist, das Begeisterung auslöst, die Vision ist, die uns antreibt, die Energie, die uns zum Handeln bringt, was ist dann konkret unser Auftrag, unsere Mission?

2 Die Mission:

Wir Christen stellen uns Christus gemeinsam zur Verfügung, damit er in uns und durch uns wirken kann

Das zweite Vatikanische Konzil sagt:

„Gott hat es gefallen, die Menschen nicht einzeln zu retten, sondern zu einem Volk zu machen. Dieses Volk hat Christus zum Haupt. Obwohl es nicht alle Menschen umfasst und oft als kleine Herde erscheint, ist dieses Volk für das ganze Menschengeschlecht die unzerstörbare Keimzelle der Einheit, der Hoffnung und des Heils. ... Es wird als Werkzeug der Erlösung, als Licht der Welt, als Salz der Erde in alle Welt gesandt.“
(LG 9)

Unser Auftrag, unsere Mission, mit der wir diese Vision verwirklichen können, ist: Salz der Erde zu sein. Das Salz hat einen eigenen Geschmack und gehört in die Speise. Der Dienst des Salzes ist es, sich in der Speise aufzulösen und dadurch die Speise, z.B. eine Kartoffel so zu verändern, dass sie besser schmeckt. Das Salz hat nicht die Aufgabe, die Kartoffel in Salz umzuwandeln; aber durch die Berührung mit dem Salz verändert sich die Kartoffel, obwohl sie Kartoffel bleibt. Will das Salz nicht in die Suppe, verliert es seinen Sinn. Einen Klumpen Salz, der sich in der Suppe nicht aufgelöst hat, spukt man sofort aus.

Das Bild will sagen:

Ein Christ hat eine Erfahrung gemacht: Er hat erfahren, dass Gott lebt, dass Gott ihn liebt, dass er auf geheimnisvolle Weise eingzugreifen vermag, dass er in seiner Macht und unendlichen Kreativität Gutes aus dem Bösen hervorgehen lässt (vgl. ev.gaudium 278). Dieses „Widerfahrnis“ trägt der Christ in sich, das verändert ihn. Er hat die „genetische Struktur“ des auferstandenen Christus in sich; daher kann ohne Anstrengung den Lebensstil der Bergpredigt leben. Er ist „anders“, er ist „salzig“.

Die Mission des Christen ist:

Seinen Alltag mit Menschen, die Gott nicht oder nur vom Hörensagen kennen, mit Suchenden, Enttäuschten, Atheisten, Moslems zu teilen. Ihnen liebevoll und barmherzig zu begegnen. Ihre Not zu kennen und zu helfen. Phantasievoll zu lieben. Ein Beweis der Liebe Gottes für die zu sein, die ein hartes Leben führen müssen. Sich hinzugeben. Aus Liebe die eigene Zeit, die eigene Kraft, die Nerven, das Leben zu geben.

So bekommt das Leben für viele, die nie in die Kirche gehen werden und die von Gott nichts wissen, einen neuen Geschmack. Es kommt nicht darauf an, dass sie alle Christen werden und in die Kirche kommen, damit die wieder voll wird. Es kommt darauf an, dass sie entdecken: Gott liebt mich! Das ahne ich, seitdem ich diesem Christen begegnet bin.

Christus hat nicht gesagt: „Liebe Christen, weil das Salzen so wichtig ist, sucht nach einem Salzstreuer!“ sondern: „Ihr seid das Salz!“ Wir Christen haben nicht den Auftrag zu einer Mission, sondern „wir sind eine Mission“ (ev.gaudium 273).



3 Die Strategie:

**„Jesus rief die zu sich, die er erwählt hatte ...,
und die er bei sich haben und dann aussenden wollte“ (Mk 3, 14)**

Die Vision ist:

Immer mehr Menschen in unseren Gemeinden strahlen die Liebe Gottes, die sie selbst im eigenen Leben erfahren haben, so aus dass Menschen in ihre Umgebung dadurch verändert und geheilt werden.

Die Mission ist:

Mitten in der Welt anders zu leben. Zu salzen. Werkzeug der Erlösung zu sein.

Wie geht das konkret? Durch Sammlung und Sendung!

Wir leben, weil wir einatmen und ausatmen, und das sehr regelmäßig tun. Nur einzuatmen oder nur auszuatmen würde uns sehr schnell das Leben kosten. Ähnlich können wir unsere Mission nur dann erfüllen, wenn wir uns immer wieder sammeln und senden lassen. Sammlung und Sendung sind wie geistliches Ein- und Ausatmen.

Zur Sammlung gehören die „formation“ und die Feier der Eucharistie.

Zur Sendung gehört die Übersetzung der Eucharistie ins alltägliche Leben und das Engagement im Sozialraum.

Die Sammlung geschieht zum einen durch die Formation, durch die Entfaltung der Taufe.

Die Taufe allein macht noch keinen Menschen zum Christen. Der mit der Taufe notwendig verbundene Wachstums- und Reifungsprozess im Glauben ist bei vielen Christen nur anfanghaft vorhanden. Viele Getaufte kennen Gott eher vom Hörensagen als durch eine persönliche Begegnung. Es gibt oft wenig tradiertes christliches Wissen. Eine geformte Praxis des Christseins und eine Praxis gemeinschaftlichen Christseins fehlt. Der Glaube prägt nicht den beruflichen Alltag, das Engagement in der Zivilgesellschaft, den Umgang mit Internet, die Sexualität und das Leben in der Familie. Ein Großteil der Getauften befindet sich faktisch in einem Status von Katechumenen.

Daher ist eine „Formation“, eine „Jüngerschaftsschule“, ein „Katechumenat“ notwendig, in dem die in der Taufe geschenkte Gnade wachsen und sich entfalten kann. Sie wendet sich im Normalfall an ältere Jugendliche und Erwachsene, nicht an Kinder. Diese Formation ist Voraussetzung für ein Engagement des Getauften in Gemeinde und Welt. Hier ergeben sich erste Aufgabenfelder für die Engagementförderer.

Sammlung geschieht zweitens durch die Versammlung am Sonntag.

Diese „Versammlung“ ist mehr als das „Absitzen“ einer Sonntagsmesse. Sie ist der geistliche und gesellige Mittelpunkt aller Gemeindemitglieder, aller ehrenamtlichen Mitarbeiter und des ganzen Pastoralteams. Es ist anzustreben, jeden Sonntag nur eine solche Versammlung in einer zentralen Kirche zu haben. Sie ist die gemeinsame Begegnung mit dem Auferstandenen, von dem alle ihre Mission und die dazu notwendige Kraft für die kommende Woche erhalten. Die Versammlung ist nie eine geschlossene Veranstaltung, sondern strahlt Gastfreundschaft und Offenheit aus. Gäste und „suchende Menschen“ werden mit großer Aufmerksamkeit und Herzlichkeit wahrgenommen und begleitet.

Die Versammlung besteht aus einer festlichen Eucharistiefeier, an der möglichst viele Dienste beteiligt sind. Daran schließen sich Begegnungen bei Kaffee und/oder dem gemeinsamen Mittagessen an, sowie gemeinsame Absprachen und Planungen, evtl. auch die „formation“ für die unterschiedlichen Altersgruppen. Aus der Versammlung heraus wird den nicht mobilen Gemeindemitgliedern die Eucharistie und evtl. ein warmes Mittagessen ins Haus gebracht.





So wie auf das Einatmen das Ausatmen folgt, so folgt auf die Sammlung die **Sendung**:

Zum einen muss das Evangelium in den Alltag hinein buchstabiert werden. Das geschieht in kleinen „Hauskreisen“. Einmal in der Woche treffen sich kleine Gruppen von ca. 10 Gemeindemitgliedern in einer Wohnung, beten miteinander, sprechen über das Evangelium des vergangenen Sonntags und die Predigt, und übersetzen das Wort Gottes in konkretes praktisches Handeln: sie helfen sich untereinander, oder Nachbarn, Arbeitskollegen, Bekannten. Sie übernehmen kleine Engagements in der Kita, der Schule, im Sozialraum. Sie sind offen für Gäste und interessierte „Sympathisanten“. Jede dieser Gruppen wählt eine Leiterin oder einen Leiter, die mit den Leitern der anderen Gruppen und dem Pastoralteam in Kontakt stehen.

Zum anderen gehört zur Sendung, die Not anderer zu sehen und zu handeln. Wir sind zu den Menschen im Sozialraum, zu den Mitarbeitenden an unserem Arbeitsplatz, zu den Angehörigen unserer Familie gesandt. Eine Möglichkeit des Engagements sind die Lotsenpunkte: Menschen in Not finden ortsnahe und unbürokratisch ein offenes Ohr und konkrete Hilfen für ihre Fragen und Sorgen. Andere Möglichkeiten sind das Engagement für Geflüchtete, für Kranke, für einsame alte Menschen, für Gefangene. Hier ergeben sich weitere Aufgabenfelder für die Engagementförderer, auf die ich später noch eingehen werde.

Die Sammlung geschieht an einem **zentralen Ort**: hier ist das liturgische und pastorale Zentrum, hier sind eine große Kirche und Räume vorhanden, in denen sich alle am Sonntag gemeinsam treffen können. Hier wohnen der Pfarrer und die Mitglieder des Pastoralteams. Hier haben das zentrale Pastoralbüro und die Verwaltung ihren Sitz. Hier wird sichergestellt, dass die verschiedenen Gruppen und Charismen, die „Kirche im Dorf“ und alle Substrukturen alles Notwendige haben, das sie zur Entfaltung ihrer Mission brauchen.

Im Alltag leben die Christen an sehr **vielen unterschiedlichen Orten**. Hier treffen sich die Christen in kleinen Gruppen, sei es in der Kirche im Dorf, wo man miteinander betet, in der Hl. Schrift liest, und Notleidenden Gutes tut. Genauso kann sich eine Gruppe von Christen in einer Kita, einem Altenzentrum, einer Schule oder einem Friseurladen treffen. Kleine Gemeinschaften können aufgrund örtlicher Nähe oder aufgrund gemeinsamer geistlicher Erfahrung entstehen.

So wie wir Menschen ein- und ausatmen, wird sich das Leben der Christen zwischen Mobilität und Leben vor Ort bewegen: Zur Sammlung ist meist Mobilität notwendig; die Sendung geschieht in vielen Fällen vor der eigenen Haustüre.

4 Change Management:


„Neues kommt zum Vorschein – merkt ihr es nicht?“ (Jes 43,9)

Nachdem ich Vision, Mission und Strategie kurz angerissen habe, möchte ich unsere derzeitige pastorale Situation kurz beschreiben und darüber nachdenken, welche Veränderungsprozesse nötig ist.

Wie ist derzeit unsere Situation?

Derzeit herrscht in den meisten Pfarreien, die ich visitiert habe, eine „Erhaltungs-Mentalität“ vor. Die Gemeindemitglieder, oft auch die Seelsorger, setzen ihre Kraft dafür ein, möglichst viel von dem zu bewahren, was sie jetzt in ihrer Gemeinde vorfinden: Gruppen und Kreise, Gottesdienstzeiten, Versammlungsflächen und Kirchen sollen erhalten bleiben. Das, was wir haben und kennen soll so bleiben wie wir es kennen.





Dabei beobachte ich zwei Modelle:

Manche haben schon resigniert: Sie sagen: Wir sind nicht mehr viele, aber wir machen solange weiter, wie wir können. Uns macht die Arbeit in der Gemeinde Freude. Solange es geht, tun wir unseren Dienst auch für immer weniger Menschen. Nach uns gibt es dann halt nichts mehr. Dabei übersehen sie manchmal, dass andere bereit wären, mitzuarbeiten, aber nicht unter den ewig gestrigen Bedingungen, die die derzeitigen Akteure diktieren.

Andere meinen, durch Fusion das Bestehende erhalten zu können:

Sie fusionieren den schwach werdenden Chor oder die überalterte Frauengemeinschaft mit der aus der Nachbarpfarrei, die auch immer schwächer wird. Sie meinen, das Bestehende durch Zusammenlegung erhalten zu können, darum stimmen sie der Fusion von Seelsorgebereichen zu, legen Gottesdienstzeiten zusammen, machen den Firmkurs auf Dekanatssebene usw.

Bei beiden Modellen ist der Blick vor allem auf die Erhaltung des Bisherigen gerichtet; neue Mitarbeiter müssen alles so machen, wie es immer gemacht wurde. Der Appell an mich als Weihbischof ist: Können Sie nicht dafür sorgen, dass wieder mehr Leute in die Kirche kommen? Dass sich auch jüngere Frauen für die KFD interessieren? Der Blick richtet sich auf den Bestand der Gemeinde, nicht auf Christus. Die Frage, was Christus durch diese Situation sagen will, wird nicht gestellt. Kritische Gemeindemitglieder sagen dazu: „Das Schiff geht unter, aber wir schrubben das Deck, als ob nichts wäre!“

Schaut man auf die einzelnen Gemeindemitglieder, lassen sich drei Typen identifizieren (siehe auch Hennecke: Kirche, die über den Jordan geht):

Typ 1

wurde in ein christliches Milieu hineingeboren und sofort nach der Geburt getauft.

Durch den Dreiklang Familie, Schule und Pfarrei wurde er selbstverständlich christlich erzogen, ohne diese Prägung in Frage zu stellen. Daraus entsteht der „praktizierende Katholik“: eine formale und praktizierende Vollzugehörigkeit, die ungefragt kirchlich ist.

Der Gottesdienstbesuch am Sonntag in der eigenen Gemeinde ist selbstverständlich, ebenso das Gebet zuhause, und ein vielfältiges Engagement in der Pfarrgemeinde. Gleichzeitig gibt es die Schwierigkeit, über den Glauben zu sprechen – denn er ist ja selbstverständlich.

Die Weitergabe des Glaubens an die eigenen Kinder ist nicht gelungen; sie gehen sonntags nicht mehr in die Kirche, heiraten nicht kirchlich und lassen ihre Kinder nicht taufen. Darunter leiden diese meist älteren Katholiken sehr; sie empfinden das Verhalten ihrer Kinder als persönliche Niederlage. Überlegungen, die auf eine neue Form des Kirche-Seins zielen, empfinden sie als kränkend: „Wir sind ja anscheinend ein Auslaufmodell!“

Typ 2


ähnelt dem ersten Typ:

Man wünscht sich volle Kirchen, eine großartige Jugendarbeit und familiäres Christentum.

Diese Optionen kontrastieren mit einem faktisch anderen Verhalten: Man wählt aus, wo man in die Messe geht, der Glaube an Gott braucht nicht unbedingt eine kirchliche Praxis. Eltern engagieren sich in hohem Maß, z.B. in der Kinderkatechese, aber nur solange es den eigenen Kindern Spaß macht.

Typ 3

trägt unsere derzeitigen Gemeinden: hoch engagiert versucht man, das Gemeindeleben lebendig zu gestalten. Man hat eine persönliche Glaubensentscheidung getroffen und sucht intensiv nach Spiritualität, die man aber meist nicht in der eigenen Ortsgemeinde, sondern außerhalb findet. Man ist „spiritueller Selbstversorger“ und findet seine Nahrung in Klöstern, Bildungshäusern, auf Wallfahrten oder in geistlichen Gemeinschaften. An den Kar- und Ostertagen fährt man in Urlaub.



Die Gemeinde ist der Ort des Engagements, die "Tankstelle" für den eigenen Glauben steht woanders. Die Einführung in den Glauben wird als Angelegenheit des Kinder- und Jugendalters gesehen. Man kennt andere Gemeindemitglieder nur aus dem Modus des „Funktionierens“. Der Erhalt der bekannten Programme und Gruppenstrukturen steht im Vordergrund.

An die Priester und Seelsorger werden von diesen drei Typen höchste Anforderungen gestellt: sie haben einen optimalen, aber leicht verdaulichen Service zu bieten, der bei Bedarf abrufbar ist.

Es entsteht unmerklich Neues

Gleichzeitig beobachte ich an den Rändern der Kirchengemeinden immer mehr offene und suchende Menschen. Die Gruppe von Getauften und Ungetauften, die auf der gelegentlichen oder auch intensiven Suche nach Sinn, Orientierung und nach Gott sind, wächst ständig, oft von den Insidern nicht wahrgenommen.

Da diese Menschen nichts von der Kirche erwarten, freuen sie sich über innovative Gesprächsmöglichkeiten im säkularen Bereich, z.B. über ein „Fundbüro für Immaterielles“ (Zürich), wo man den Verlust von Sinn, Liebe oder Glauben angeben kann.

Diese „Generation Ahnungslos“ ist nicht mehr durch schlechte Vorerfahrungen geprägt, steht den Seelsorgern neugierig bis wohlwollend gegenüber, ist an theologische Fragen und der kirchlichen Lehre interessiert, gerne bereit, sich punktuell z.B. für Geflüchtete unter dem Dach der Kirche einzusetzen.

Für diese Menschen ist der Weg zum Glauben häufig eine sehr persönliche Entdeckungsreise, die verschiedene Stationen kennt. Sie werden nicht mehr durch selbstverständliche Zugehörigkeit Christ, sondern durch einen Prozess, der zu persönlicher Zustimmung führt.

Dieser Prozess beginnt mit absichtsloser Gastfreundschaft. Gastfreundschaft setzt einen Raum und eine Gemeinschaft voraus, bei der man zu Gast sein kann. Es braucht offene und ansprechbare Personen, Gruppen oder kleine Gemeinschaften, die eine Atmosphäre der Freiheit ausstrahlen und zum Dabeisein einladen.

Als zweites brauchen diese Menschen die Erfahrung, dass Gemeindemitglieder sich ehrlich für sie, ihre Lebenssituation, ihre Fragen und ihre Fähigkeiten interessieren. Sie brauchen das Angebot, sich mit ihren Fähigkeiten einbringen zu können, soweit sie selbst wollen.

Als drittes müssen niedrigschwellige und zugleich existentielle Lebens- und Lerngemeinschaften angeboten werden: Gesprächsabende, Glaubenskurse für Erwachsene, katechumenatsähnliche Prozesse.

Der Kontakt zu diesen suchenden Menschen muss auch die Gemeindemitglieder verändern: sie haben nicht länger die Aufgabe, das zu erhalten, was früher getragen hat, sondern dienen denen, die Christus suchen.

Als neue Entwicklung beobachte ich auch eine neue Haltung bei Seelsorgern und einigen Gemeindemitgliedern: Sie wollen wachsen. Sie wollen in die Tiefe wachsen und ihre Christusbeziehung vertiefen. Sie entdecken, dass eine Gemeinschaft im Glauben sich nicht dadurch bildet, dass sich Menschen sympathisch finden oder gemeinsame Interessen verfolgen; nicht dadurch, dass sie in einer vergleichbaren Lebenssituation sind oder aus einem ähnlichen Sinusmilieu stammen. Sie entdecken, dass Gemeinschaft im Glauben dadurch entsteht, dass Christus an Menschen gehandelt hat und sie zusammenruft. Es geht ihnen immer mehr um die Frage, wie sich Christus in der Pfarrei erfahren lässt.

Sie wollen aber auch quantitativ wachsen und das Evangelium verkündigen. Darum verändern sie Gottesdienstzeiten, Räume, "Programme" nicht nur nach den Bedürfnissen der "Kerngemeinde", sondern stellen bei allem die Frage: Was brauchen Menschen, die Christus noch nicht kennen, um in einen lebendigen Kontakt mit Christus in unserer Gemeinde zu kommen?



Wodurch verändert sich die bisherige Mentalität? Was sind **Aspekte des notwendigen Systemwechsels?**

- a) Im Vordergrund steht die Frage nach Christus, nicht nach der Kirche!
Im Zentrum des Nachdenkens über die Zukunft der Gemeinde steht nicht länger die Frage, wie Kirche und Gemeinde sich erhalten und in eine neue Zeit retten kann. Zentral ist die Entdeckung, dass der Auferstandene durch Ereignisse und Fakten in der Gemeinde handelt. Daraus ergibt sich die Frage: Was erwartet Christus von uns? Was brauchen die Menschen, um Gottes Liebe in ihrem Leben entdecken zu können?
- b) Getaufte übernehmen Verantwortung
Wir denken Gemeinde und Glaubensweitergabe nicht mehr vom hauptamtlichen Personal her, sondern von der Würde und dem Auftrag eines jeden Getauften. Getaufte haben durch ihre Taufe den Auftrag, konkrete Verantwortung für die Pastoral zu übernehmen.
- c) Die Rolle der Seelsorger verändert sich
Bisher waren die Seelsorger selbst für alles in der Pfarrei zuständig: für die Kinder- und Jugendkatechese, die Gottesdienste, die Beerdigungen, die Organisation, die Finanzen, die Leitung des Personals. Sie arbeiteten in direktem Bezug mit den Menschen. Nun übertragen die Seelsorger ihre Aufgaben (bis auf die dem Amt vorbehaltenen Aufgaben) den Getauften. Dadurch haben sie eher die Rolle „kleiner Bischöfe“, die ihren Mitarbeitern vertrauen, einen engen Kontakt zu ihnen pflegen, aber auch immer wieder den direkten Kontakt zu Gemeindemitgliedern pflegen. Sie steigen vom „parochialen“ zum „episkopalen System“ um. Die Seelsorger werden zu „Dienern“ an dem Dienst der Getauften.
- d) „Charisma fördern“ hat Vorrang vor „Löcher stopfen“
Wir fragen nicht länger, welche Aufgaben sich uns stellen und für welche Tätigkeiten wir dringend Mitarbeiter suchen. Wir schauen danach, welche Charismen Gott den Menschen für ihren Dienst in der Gemeinde schenkt.
- e) Die Gottesdienstgemeinde wird substrukturiert:
Möglichst viele aktive Gemeindemitglieder gehören einem „Hauskreis“ oder einer anderen Untergruppe (Verband, Verein) an, der sich wöchentlich dezentral trifft. Der Hauskreis wählt einen oder zwei Leiterinnen und Leiter, die in engem Kontakt mit den Seelsorgern stehen. Sie werden entsprechend begleitet und geschult. Alle Leiter der Hauskreise und Gruppen treffen sich regelmäßig mit dem Pastoralteam zu einem Leitungsteam (PGR Ersatz).
- f) Neu evangelisieren
Neben der sakramentalen Pastoral, die schon Glauben voraussetzt und ihn pflegt und stärkt, wird auch regelmäßig eine existentielle Verkündigung des Kerygmas für Erwachsene angeboten, die keinen Glauben voraussetzt.
- g) Räume verändern sich
Es gibt ein geistliches und pastorales Zentrum, an dem sich sonntags alle versammeln. An diesem Ort braucht es eine große Kirche und entsprechend große, moderne, einladende Versammlungsflächen. Alltagsleben der Gemeinde findet in kleinen Gruppen an dezentralen Orten statt: hier braucht es Räume für kleinere Gruppen.





Der notwendigen Systemwechsel ist genauso schwierig, wie bei einem fahrenden Auto die Reifen zu wechseln. Zum **Change Management** gibt es grundsätzlich drei Modelle:

- a) Das "Crash – Modell": Der Wechsel wird gegen die Gemeinde durchgesetzt. Der starke Mann in der Pfarrei (meist der Pfarrer) setzt ihn durch. Die Gemeinde spaltet sich oder geht weg
- b) Das "Bypass-Modell": Der Systemwechsel wird der Gemeinde nicht zugemutet; die Seelsorger versuchen, in der Gemeinde alles beim Alten zu lassen, aber neben der Gemeinde neue Wege zu gehen
- c) Das "Überzeugungs-Modell": Die Seelsorger suchen in und außerhalb der Gemeinde Verbündete, die ebenfalls der Meinung sind, dass ein Systemwechsel nötig wäre. Diese Gruppe wird zum Impulsgeber für Veränderungen. In offener und geduldiger Kommunikation wird konsequent und zielstrebig der Wechsel in Schritten vollzogen.

Folgende Haltungen begünstigen diesen Veränderungsprozess:

- a) Der Mut, Dinge sein zu lassen!
Wir brauchen Zeit, um Neues auszuprobieren und zu gestalten. Wir brauchen den Mut, Gewohnheiten zu durchbrechen und liebgewordene Dinge nicht mehr zu tun. Denkbar ist z.B. die Erstkommunionvorbereitung nur noch alle zwei Jahre anzubieten; dafür aber auch alle zwei Jahre eine fundierte Erwachsene-Katechese anzubieten, die zur Bildung kleiner Gemeinschaften führt.
- b) Altes und Neues gleichermaßen wertzuschätzen!
Wir leben in einer Übergangssituation, die uns zwingt, sowohl den Menschen Beachtung und Zuwendung zu schenken, die ihr Leben lang zur traditionellen Gemeinde gehören und im Alten verhaftet bleiben, als auch neu zu evangelisieren und Suchende neu einzuladen. Vorbild ist hierfür der Vater aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohn, der sich über die Rückkehr des Jüngeren freut, den älteren Sohn genauso wertschätzt. Er muss aber den heimgekommenen Sohn vor den Angriffen seines Bruders verteidigen.
- c) Konfliktfähig sein!
Die Spannungen und Konflikte, die entstehen werden, sind notwendig und gut. Ohne Spannung entsteht kein Leben! Es mag manchmal so scheinen, als würden die Spannungen die Gemeinde zerreißen. Das sind Geburtswehen, die zwar schmerzhaft sind, aber Leben entstehen lassen.
- d) Kommunikativ und dialogisch führen!
Die Leitung befindet sich im Spannungsfeld von Hierarchie und Demokratie. Es ist klug, formaldemokratische Fallen zu vermeiden, aber Entscheidungen immer wieder an Getaufte mit Verantwortung zurückzubinden, um sie auf dem Weg mitzunehmen.





5 Die Rolle der Engagementförderer

„Eine Neuausrichtung der Kirche tut Not. Die Zukunft liegt nicht einer versorgten Kirche, sondern in einer im Miteinander gestalteten, getragenen und verantworteten Kirche, einer Kirche auf dem Weg, die nah bei den Menschen ist, die die Armen in den Blick nimmt, in der viele Verantwortung übernehmen und in der Möglichkeiten eröffnet werden, dass Menschen ihre Charismen einsetzen können und dabei Unterstützung erfahren.“ So heißt es in der Zielsetzung des Engagementfonds vom 7. Oktober 2016.

Welche Rolle spielen Sie, liebe Engagementförderer, bei der Konkretisierung dieses Zukunftswegs unserer Kirche?

1. Die Engagementförderer sind nicht die Manager des anstehenden Veränderungsprozesses. Sie spielen dabei aber eine wichtige Rolle. Sie sind Teil des Pastoralteams und arbeiten eng und vertrauensvoll mit den Seelsorgern zusammen.
2. Sie sind Ansprechpartner für Interessierte und freiwillig Engagierte. Sie sind Bindeglied zwischen etablierten Gemeindemitgliedern, suchenden Sympathisanten und Menschen guten Willens aus dem Sozialraum, die sich auch partiell an Aufgaben der Gemeinde beteiligen wollen.
3. Die Engagementförderer tragen dazu bei, dass Engagierte ihr Charisma entdecken und ausbauen. Sie fördern die Charismen, sorgen aber auch für eine Unterscheidung der Charismen. Sie vermitteln passende Tätigkeiten und Aufgaben.
4. Sie sorgen sich darum, dass Menschen in Not ortsnah und unbürokratisch ein offenes Ohr und konkrete Hilfen für ihre Fragen und Sorgen finden. Sie verknüpfen Engagierte mit Fachkräften in caritativen Verbänden und deren fachlichem know how.
5. Die Engagementförderer arbeiten an Formaten einer „Jüngerschaftsschule“ oder „Formation“ mit. Sie stellen den Kontakt zu suchenden und interessierten Menschen aus dem Sozialraum her.
6. Die Engagementförderer fördern die Kultur der Wertschätzung und Anerkennung unter den Getauften.
7. Sie vermitteln Fähigkeiten, ermutigen zu selbstbewusstem Handeln und zum Blick auf das Ganze. Sie bringen Aspekte der Montessori-Pädagogik in die Arbeit der Gemeinde ein: die Ungleichzeitigkeit von Prozessen sowie den Grundsatz: „Hilf mir es selbst zu tun“.
8. Sie moderieren entstehende Konflikte, weil z.B. traditionelle Aufgaben nicht mehr oder anders wahrgenommen werden müssen, und helfen langjährig Engagierten, die Vollendung ihrer bisherigen Arbeit annehmen zu können.
9. Sie sichern die Rahmenbedingungen für die Arbeit der Getauften (Räume, organisatorische Klärungen, Einarbeitung). Sie sichern Ergebnisse und Qualitätsstandart, sie realisieren Fortbildungen und führen Evaluationen durch.
10. Die Engagementförderer sind bereit, ihre in der Taufe grundgelegten Gaben und ihren Glauben weiter zu entwickeln.

Kurz: Sie, liebe Engagementförderer, sind für unser Bistum unverzichtbar. Es lohnt sich, etwas mehr zu riskieren, als wir uns bisher zugetraut haben.